

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

39. Jahrgang, 1959. Heft 4

Baden und die „Badische Heimat“

Festvortrag bei der Jubiläumstagung in Freiburg am 18. Oktober 1959

von Karl Siegfried Bader, Zürich

Der badische Staat ist aus Splintern des zähringischen Erbes entstanden. Vettern und Seitenverwandte der letzten Zähringer, die Markgrafen von Baden, deren Titel so wenig aus dem eigenen Lande stammt wie die Herzogswürde der Bertholde, konnten nur schon zuvor abgeschichtete Teile des Hausgutes bewahren. Das große Erbe nahm 1218 andere Wege; im Kampf mit den Staufern und den Bischöfen von Straßburg gingen die großen Ämter und Lehen verloren: das Rektorat Burgund und die Landbrücke hinüber zur Aare; die herzogsgleiche Stellung im Westteil Schwabens; der einmalige und noch immer unbegreifliche Elan des systematischen Landesausbaus, der die Schwarzwaldbarriere überwunden und die Täler den freibäuerlichen Siedlern geöffnet hatte; verloren die den staufischen Konkurrenten ebenbürtige Kraft, aus der die Städte entstanden waren: dieses breisgauische Freiburg und das andere im Uechtland, Rottweil am Neckar und Bern im Aarebogen und viele andere. Die weibliche Erbfolge hatte sich für das Stammgut durchgesetzt: über die Töchter des vorletzten Herzogs von Zähringen erwarben die Kyburger, Vorläufer der Habsburger, und die Uracher, Stammväter der Grafen von Freiburg-Fürstenberg, bedeutende Teile jenes „Staates der Herzöge von Zähringen“, von dem man seit der Schrift des damaligen Freiburger Mittelalterhistorikers Theodor Mayer von 1935 aus später Sicht ohne Be-

denken spricht. Die Markgrafen, nur noch eine genealogische Einheit, in Linien geteilt und sich immer wieder, in der ganzen badischen Geschichte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts neu zersplitternd, behielten, wir sagten es schon, nur Landsplitter: Konglomerate von Gütern und Rechten im Raum zwischen Pfinz und Oos, in der Ortenau, im Breisgau und in dem Teil des Oberlandes, der nachmals zum „Markgräflerland“ werden sollte.

Das historische Bemerkenswerte an diesem vielfältigen Streugut ist nun aber neben seiner günstigen Lage im fruchtbaren Land am Oberrhein die starke Kontinuität. Diesen Fortbestand trägt zunächst das badische Haus, die Dynastie. Aber es kommt noch einiges hinzu, was dem Historiker zu denken gibt. Aus Umfang und Lage allein läßt sich das letztlich Entscheidende nicht ableiten: kein Vergleich zu jener enorm kraftspendenden und Kräfte anziehenden Lage der altwürttembergischen Territorien, die ihrer Natur nach ein Kernland darstellten; noch nicht einmal ein Vergleich mit der zentripetalen Kraft des späteren Erben der burgundischen Teile, des ehemals mächtigen Stadtstaates von Bern. Diese altbadischen Landteile, überdies dem Zugriff Habsburgs und der sie einschnürenden Bischofslande von Basel bis Speyer und Worms, dem Zugriff auch der zur wirtschaftlichen und politischen Expansion bereiten Reichsstädte ausgesetzt,

blieben in sich selbst bestehen. Die Selbstbe-scheidung, durchaus nicht rein freiwilliger Entschluß markgräflicher Regenten, sondern Zwang guter und böser Nachbarschaft, schafft das Bleibende, das den Markgrafen die Rolle von guten Mittlern und Schlichtern einträgt und, wenn unsere Sicht nicht trügt, ein Teil altbadischen Wesens wird. Indem man die politische Errungenschaft der Zähringer, Ober-rhein mit Schwaben, Schwaben mit Zürich und Bern, nachmaligen städtischen Polen der Eidgenossenschaft, zu verbinden, aufgibt, sichert man sich selbst das selbständige terri-toriale Dasein.

So steht am Anfang der engeren badischen Geschichte ein Verzicht auf Größe — auf eine Größe, die nicht immer der Vorteil staat-licher Gebilde ist. Eine erste Abkehr tritt mit der Vereinigung der beiden durch Jahrhun-derte hindurch getrennten Teile ein: als 1771 die Markgrafschaft Baden-Baden dem ein-zigen sukzessionsberechtigten Agnaten, dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach, anfiel, waren ernsthafte Span-nungen zu befürchten. Erstmals seit der im deutschen Südwesten unheilvoll zersplitternd wirkenden Reformation wurden in der nun vereinigten Markgrafschaft evangelische und katholische Gebiete zusammengefaßt; erst-mals stellte sich, von Sondererscheinungen wie dem badisch-fürstenbergischen Prechtal ein-mal abzusehen, hier das Problem des konfes-sionellen Gegensatzes. Es war ein Glück für die Markgrafschaft dieser Epoche, daß der Regent jener Karl Friedrich von Baden war, jener toleranteste Aufklärer auf dem Thron, der über die Pflichten des Erbvertrages hin-aus dem Ausgleich huldigte und darin poli-tisches und moralisches Kapital für die Zu-kunft sammelte. Denn die Hauptprüfung stand ja bevor. Drei Jahrzehnte später, im bösen Frieden von Luneville, verlor das damit auf den Aussterbeetat gesetzte alte Reich seine linksrheinischen Gebiete, und das folgende Halbjahrzehnt brachte Baden mit all

seinem Landgewinn von Napoleons und der Reichsdeputationen Gnaden die größte Ge-fahr: diejenige nämlich, mit einem die Erb-lande um ein Vielfaches übersteigenden Machtzuwachs unter die Räder zu kommen.

Die badische Historiographie des 19. Jahr-hunderts, darin durchaus einig mit der würt-tembergischen, bayerischen und sonstigen, hat die Bildung der neuen Länd-er-staaten, unnötig dynastisch urteilend, zur glücklichen Fügung gemacht. Das Glück war zunächst mehr als zweifelhafter Natur. Die Bindung an das Haus Bonaparte hatte, Karl Friedrich, dem Kurfürsten ohne Kur und nunmehrigen großherzoglichen Souverän, durchaus unverborgten, schwere Schatten über Haus und Land Baden geworfen. Die Krise der Jahre 1813—18 und die Nachkrise der Revolutionszeit 1848—49 sollten dies über-deutlich erweisen. Daß diese Krisen über-standen wurden, lag nicht an einer natur-gemäßen Einheit der erworbenen Gebiete, nicht am völkerverbindenden Rhein und jedenfalls nicht allein am gottgefälligen Got-tesgnadentum. Der Grund war von Karl Friedrich dem Weisen und seinen Beratern, in sich so gegensätzlichen Naturen wie Reit-zenstein und Brauer, selbst gelegt worden. Es ging bei dem großen Werk der Kon-stitutions- und Organisations-edikte nicht ohne Härten, nicht ohne echte Ungerechtigkeiten, nicht ohne Widerspruch und scharfen Protest ab. Aber dieses Werk war, alles in allem, eben doch auf den Aus-gleich abgestellt, auf Befriedung der hetero-genen Teile, die das neugeschaffene Groß-herzogtum bildeten. Daß man dabei sich nicht scheute, nach dem Westen zu sehen, wo die bleibende Großtat Napoleons, das Werk der fünf Codes, entstanden war, und daß der Geheimrat Brauer bei aller Ableh-nung an den Code civile doch ein Badi-sches Landrecht, hinter dem Orga-nisationswerk mit all seinem staatspolitischen Beigeschmack das Recht der kleinen Leute,

mit durchaus eigenständiger Formulierung schuf: das war nicht, wie engstirniger Nationalismus im 19. und zeitweilig im 20. Jahrhundert glaubte, ein Verrat am Nationalgut, sondern tiefe Weisheit. Und mehr als das: es war eine europäische Tat, weil unser Land damit dem starren Rationalismus österreichischer Aufklärung und zugleich der polizeilichen Reglementierungssucht des Allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten entging oder, um es nur in anderer Version zu sagen: weil das westlichste Land des Rhein- und nachmals des Deutschen Bundes einem Rechtsgebiet sich anschloß, das die Zukunft Europas und weiter Teile der außer-europäischen Welt mitbestimmte.

So ging der neue Staat heil aus den Fährnissen der Zeit des Zusammenbruches des Korsenreichs heraus, um nach dem Wiener Kongreß eine neue Existenzprobe zu bestehen. Jetzt rang man um die Konstitution, um die in der Wiener Schlußakte versprochene *V e r f a s s u n g*. Hier nun ging es um Schein oder Wahrheit, um die Frage, ob man nur dem Buchstaben genügen oder dem Land eine wirkliche „landständische“ Verfassung geben wollte. 1818, in einer Zeit des absoluten dynastischen Tiefstandes, entschloß sich der sonst zu jedem Entschluß unfähige Großherzog Karl, ungleicher Enkel seines großen Großvaters, wunderbarer Weise für die Wahrheit. Der Verfassungsentwurf von Nebenius, der durch die Unterschrift des Regenten Grundgesetz wurde und genau 100 Jahre Grundgesetz des badischen Staates blieb, war eben eine wahrhafte Konstitution, elastisch genug, um verschiedenen Epochen der konstitutionellen Entwicklung Raum zur Entfaltung zu gewähren. Weniger altrechtlich-altständisch als die wenig ältere württembergische, weit fortschrittlicher als mittel- und norddeutsche Verfassungsgesetze derselben Rechtssetzungsperiode wurde die badische Verfassung von 1818 zur Schale, aus der das glimmende Feuer der badischen Verfassungskämpfe aufloderte: Kämpfe nun nicht um eine Verfassungsurkunde,

sondern um die Umsetzung der Verfassungsform in politisch-dynamische Wirklichkeit. Die Flamme, die Männer wie ein Karl von Rotteck entzündeten — ein Rotteck, dessen Denkmal die Verfassungsfeinde des 20. Jahrhunderts von seinem Freiburger Ehrenplatz verbannten: diese Flamme wurde in Fackeln in die Paulskirche getragen und blieb Fanal, als die erste Deutsche Nationalversammlung mit all ihrem Elan versiegte. In Baden selbst, wo unter dem Einfluß der französischen und belgischen Revolution 1831 das erste deutsche Gesetz entstand, das die *P r e s s e f r e i h e i t* verkündete, wo allerdings unter Druck Metternichs und des Deutschen Bundes dieses Pressegesetz alsbald aufgehoben werden mußte; in Baden, wo selbst die Erste Kammer sich zu liberaler Haltung durchrang, blieb die erstickende Wirkung der Restauration trotzdem auf die Dauer nicht aus. In einem turbulenten Geschehen, dessen höchst komplexe Ursachen noch immer der letzten Ergründung harren und das ebensowenig frei war von kleinbürgerlicher Lächerlichkeit wie tief erfüllt von patriotischem Ernst, verlief die Revolution von 1848/49 im Sand. Alte Gegensätze — hie katholisches Oberland, dort überwiegend protestantische Hauptstadt und protestantisches Unterland; hie schwerfällig-hitzköpfiges Alemannentum, dort leichtlebigeres fränkisches Gehabe — brachen auf, um schließlich, nach verwirrenden politischen Kämpfen, 1860 zum *l i b e r a l e n* Baden zu führen. Wie allen „Ismen“ haftete auch dem badischen Liberalismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel Doktrinäres an. Aber es ging zum Segen aus: dank der *V e r s t ä n d i g u n g s b e r e i t s c h a f t*, die hierzulande nie ganz verschüttet wurde; dank einem allerdings stockliberalen, gleichzeitig aber vernünftig konzessionsbereiten Beamtentum; dank vor allem dem Regenten, dem ersten Friedrich. Da konnte man dann sagen, in Baden sei das Volk liberal; liberaler als Volk und Stände seien die Oberamtleute; der liberalste aber sei der Großherzog — der *G r o ß* -

herzog, der ein echter Diener seines Staates war, ohne das friderizianisch-preußische Epitheton des „ersten“ Dieners allzu stark zu betonen; der Großherzog, der im Gehrock durch die Straßen der Residenz, durch Messen und Märkte spazierte; der Großherzog, der es auch mit der militärischen Pünktlichkeit nicht so genau nahm, wie just einmal auf dem Hotzenwald, wo Seine arg verspätet zum Görwihler Fest erscheinende Königliche Hoheit vom Ortsbürgermeister, die Sackuhr in der Hand, mit dem klassisch gewordenen Spruch begrüßt wurde: „Spöt, spöt, Herr Großherzog“!

Belassen wir es, wo es vorerst um Staat und Regierungsform in Baden geht, bei diesem um 1900 gefestigten Bild; fügen wir nur, mit einem raschen Blick auf die Zeit nach 1918, hinzu, daß sich in der Grundhaltung badischer Staatspolitik auch in der republikanischen Aera wenig änderte. Wo anders als in diesem Baden konnte es geschehen, was in der Tat geschehen ist: daß die eben eingesetzte Revolutionsregierung des neuen Freistaats Baden dem Großherzog für seine wohlmeinende und weise Regierung in aller Form dankte! Gibt es ein schöneres Zeugnis für das, was wir als die badische Bereitschaft zum Ausgleich bezeichnen, und finden sich nicht auch Anklänge daran bei unserem letzten bürgerlichen „Regenten“, unserem unvergeßlichen Leo Wohleb?

II.

Nun aber weg vom Staat, um noch, ohne allzu hohe Töne, das Preislied vom badischen Land anzustimmen. Allzu hohe Töne anzuschlagen stünde der Redner in Gefahr, wenn er vom Kaiserstühler Wein, von Freiburgs Wäldern und Wegen, von Mittelbadens Tabak, von der Fruchtkammer der Baar, vom Hegauer Ziparten — oder, begehrtes Objekt heutzutage, auch nur vom Bodensee-Wasser sprechen würde. Wir, die wir das Land kennen und lieben, bedürfen

dieser Art Preisgesanges nicht; wir wissen darum und haben davon — das ist genug. Indessen ist es notwendig, ein wenig auch vom badischen Land, nicht nur vom badischen Staat zu sprechen. Zwar hat hier, in Baden, ein Staat Land und Leute mitgeformt. Aber selbst der Jurist leugnet hier nicht, daß andererseits eben Land und Leute ihren Staat geformt haben.

Dabei ist es eigenartig genug, daß man, nach anderthalb Jahrhunderten, mit dem Recht des Historikers von „badischem Land“ überhaupt sprechen kann. Denn was sind 150 Jahre in der Geschichte und was bedeuten sie für die Gestaltung des Landes? Wenn wir nicht nur von einem badischen Staat, sondern auch vom badischen Land reden, dann bedeutet dies, daß in diesen anderthalb Jahrhunderten ein Neues, Eigenartiges und Typisches entstanden ist. Landstriche des markgräflichen Baden, die kaum ein Zehntel des nachmaligen Staatsgebietes ausgemacht haben, machen ja nicht unser Baden aus, das sie nur stark mitbestimmt haben. Was ist es dann, das wir als Spezificum Badense empfinden?

Der in der heutigen Wissenschaftssprache so vielberufene Raum? Ich gestehe, daß ich das Wort nicht schätze. Es ist von noch nicht ganz vergessenen Vorstellungen — Großraum, Lebensraum usw. — überschattet. Man gelangt, wie mir scheint, hart an den Rand des Lächerlichen, wenn man vom „badischen Raum“ redet, und man erinnert sich dabei, ein wenig schmunzelnd, an das Postulat der guten alten Zeit, da badische Prinzessinnen auf dem Zarenthron (oder dicht dabei) saßen, denen man in Karlsruhe die politische Devise mitgegeben haben soll: „Rußland muß badisch werden“. Man erinnert sich auch, weniger erfreut, daran, daß vom badischen Statthalter des Großdeutschen Reiches so etwas wie ein nach Westen verbreitetes „Groß-Baden“ angestrebt wurde. „Land Baden“ aber ist, so wie wir es verstehen, das Gegenteil

von „groß“. Das kleine Land Baden war uns immer groß genug.

Immerhin: es gibt natürliche Tatsachen, die das Zusammenwachsen so verschiedenartiger Teile, wie sie etwa Linzgau und Bauland, Klettgau und Kraichgau darstellen, begünstigten. Aus dem Bodensee, dessen am reichsten gegliederter Teil zu Baden gehört, fließt der Rhein: jener europäische Strom, der unser Land mit dem Süden, den alemannischen Teilen der Schweiz, und dem Westen, dem alemannischen Elsaß und der fränkisches Volkstum darbietenden Pfalz, mehr verbindet als trennt. Jener Strom, dem der badische Baurat Tulla das mit großen staatlichen Opfern erkaufte, neue geglättete Bett wies; den die Rheinschiffahrtsakte dem internationalen Verkehr erschloß; jener Strom, der überall in diesem Land spürbar bleibt, weil eine Vielzahl von Wassern in den Rhein fließen. Dieser Strom bestimmt Wirtschaft und Kultur, er bestimmt selbst die Form des Landes, gibt ihm die von der Napoleonidin Stephanie gescheit bespöttelte schlanke Taille — etwas zu schlank für staatliche Zentralisation und gerade recht, um Norden und Süden zu verbinden. Der Rhein: gewiß kein „badischer“ Strom, aber eine europäische Ader, die Baden unweigerlich und unausweichlich auf die große Welt verweist. Ihm gesellt sich, noch weniger „badisch“, auf ein kurzes Stück der zweite europäische Strom, die Donau, zu; und wer Baden richtig kennen lernen will, tut gut daran, einmal die Wasserscheide zwischen den Strömen abzuschreiten. Fast von jedem Punkt dieser Scheide aus gewahrt man die Grenzen des Landes. Wie schwer es der Donau fällt, ihre Heimat zu verlassen, tut sie in der Versickerung unmittelbar vor der Grenze kund: Ihr Bett schlängelt sich in großen Bogen zum östlichen Nachbarland, aber ihre Wasser kehren, auf verborgenen unterirdischen Wegen, zum großen Bruder, zum Rhein zurück. Davon zehrt nicht nur der Hegau, dem die Verstopfung der Sickerstellen Wasser und Aachtalindustrie kosten würde,

sondern symbolisch wiederum das ganze Land in seinem natürlichen Kreislauf.

Zu den Strömen, Flüssen und Bächen kommt dann, der sie speist, der Wald. Nicht allein der „Wald“ kat'exochen, unser Schwarzwald, auch die Jurawälder im Südosten, der Odenwald im Norden. In der Besiedlungsgeschichte ist es der Wald, der von der alemannisch-fränkischen Zeit an immer wieder als Nutzreserve diente. Was die Zähringer im 12. Jahrhundert begannen, was die badischen Markgrafschaften nicht fortzusetzen vermochten: die Überwindung der großen Waldbarriere, wurde im neuen Baden mit neuen Mitteln erneuert. Eisenbahnen und Straßen verbanden, natürlich, vor allem dem Lauf des Rheins entlang Süden und Norden; sie durchschnitten nun aber auch das Schwarzwaldmassiv. Und wenn man oft beklagt, daß die Wege hin zur schwäbischen Metropole unzulänglich blieben, daß die Eisenbahn bei Elzach stecken blieb, sei nicht vergessen, daß jenes Konstanz, das mit seiner peripheren Lage immer Verkehrsschwierigkeiten bereitet, gleich auf drei Stufen, dem Rhein entlang mit Basel, dem Untersee entlang durch Hegau und Baar hindurch mit Freiburg und Offenburg verbunden werden konnte. Wie schwierig die Probleme lagen, mag ein Blick in Eberhard Gotheins „Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes“ für Frühzeit und Mittelalter, wie ausreichend sie im ganzen gelöst wurden, der Blick auf das Wirtschaftsgefüge des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts zeigen. Sicherlich hat der badische Staat mit seiner Stiefelfigur oft, oft einseitig von Karlsruhe aus, gerade von dort aus, wo das Land am schmalsten war, dirigiert und regiert. Als Gegengewicht aber wirkten mehr und mehr Mannheim im Norden, die kleineren Wirtschaftszentren im Süden. Als Gegengewichte dienten, in anderer Richtung, die geistigen Pole: Heidelberg und Freiburg, immer mehr einander ebenbürtig und doch so grundverschieden, lebendige Zeugnisse noch einmal des Ausgleiches und der

Bereitschaft, jedem Teil das Seine zu geben und zu lassen.

III.

Staat und Land: was bedeuten sie ohne Leute? Wenn wir von der geschichtlichen Eigenart des badischen Staatswesens, von der eigenartigen Formbildung des Landes durch den Staat sprachen, dann ist das letztlich Wesentliche, was Baden ausmacht, wie mir scheint, doch das Volk. Wiederum hört man heutzutage nicht gern, nicht ohne leises Widerstreben, vom „badischen Volk“ sprechen, weil man ungern an Partikularismus und an das enge Vaterland des 19. Jahrhunderts erinnert wird. Gerade weil wir Deutschen spät zur staatlichen Einheit gelangten, scheuen wir uns davor, zu deutlich und zu liebevoll vom Landesvolk zu reden. Aber ich glaube, man kann den Badenern darin am wenigsten etwas vorwerfen. Wo wurde die nationale Idee eifriger und heftiger wachgerufen als im badischen Landtag der ersten konstitutionellen Epoche oder in den Zentren der badischen Revolution von 1848? Welches Land war freudiger bereit, Beziehungen zu anderen Volksteilen zu pflegen als Baden? Einst waren Freiburg, Villingen und Bräunlingen österreichische Städte und Wien war deren politische und geistige Hauptstadt, die man zu Beginn des 19. Jahrhunderts schmerzlich vermißte. Daß die Wendung zum Nordosten ging, hat nicht Baden veranlaßt: aber als sie, nach 1866, unausweichbar war: wer hat sich freudiger zur deutschen Einheit im Bismarck'schen Reich bekannt als Friedrich I. von Baden — fast zu freudig für so manche, die den Begriff Preußen mit „Niederwerfung der badischen Revolution“ verbanden!

Wir haben es also nicht zu scheuen, die badische Eigenart zu betonen. Sie ist keine Stammeseigenart, weil zwei deutsche Stämme an ihr Anteil haben. Sie ist eine Eigenart des Denkens und Fühlens, die geschichtlich geworden, vom Süden und Westen

her mitgeprägt ist. Wer, wie der Vortragende, seit sechs Jahren im alemannischen Teil der Schweiz lebt, mag Gemeinsamkeiten und Unterschiede vervielfacht spüren. Wir machen es uns um einiges leichter als die Leute meines Gastlandes, sind um einiges fröhlicher und unbeschwerter als sie. Wir machen es uns um einiges schwerer als die Nachbarn im Westen, deren „laissez passer — laissez faire“ wir in ein badisches „Leben und Leben-Lassen“ umgeformt haben. Leichter auf der anderen Seite wiederum als unsere schwäbischen Nachbarn, wo gewiß gearbeitet und gespart wird, obwohl, glaube ich, auch wir auf unsere Art arbeiten und sparen. Aber wir genießen nach der Arbeit den Feierabend und im Alter die Ruhe, wenn und wo wir können. Hier in der ehemaligen Stadt der reichen Rentner kann man darüber ja gut reden. Das ist alemannisch und fränkisch, schwäbisch und elsässisch je zu seinem Teil und doch eben badisch. Wir lieben die Diminutivformen genau so wie die Franzosen und die Schweizer, aus deren -leil und -li wir, unnachahmlich, das noch weit mundfaulere -le gemacht haben, wenn wir als brave Boppele unseren Schoppen im „Rößle“ trinken oder beim Bummle den „Maidle“ nachsehen. Noch zur Zeit, da ich als Knabe meine Tanten in Überlingen besuchte, sagten sie streng altreichstädtisch „Fräul in“ und Maidl in“. Heute hat sich auch dort, am Rand von Oberschwaben, das leichtere -le durchgesetzt. —

Wer so denkt und spricht, bewegt sich nicht in den Formen strengen sozialen Gefüges. Gewiß, die Zahl der reichen Leute mag anderwärts größer sein; und wenn ich recht unterrichtet bin, kaufen in der Hauptsache nicht badische Wirtschaftswunderkinder den letzten Uferfetzen am Bodensee oder den steinigsten Abgrund im Tessin auf. Es gibt bei uns dafür aber auch wenig wirklich Arme, die sich keinen Schoppen leisten können, und in vielen badischen Dörfern war das Armenhaus vor dem 1. Weltkrieg längst in Abgang geraten. Mit Behagen habe ich ge-

lesen, was Eugen Fischer in seinem Jubiläumsartikel für die „Badische Heimat“ über den sozialen Ausgleich in unserem Lande geschrieben hat. Daß das, was uns selbstverständlich ist, eben nicht allgemeines Selbstverständnis bedeutet, bemerkte ich vor einem knappen Jahrzehnt, als ich mit einem norddeutschen Juristen im „Oberkirch“ saß: groß das Erstaunen des hanseatischen Gastes, als sich an unseren Tisch Gevatter und Gevatterin nicht nur setzten, sondern sogar unbefangen, mit vielen „-le's“ und „gell“, auf uns einredeten.

Solche Dinge hören sich ganz lustig an, bergen aber höchst ernste Probleme in sich. Wir sind auch in Baden, zwischen 1850 und 1860, durch eine Zeit des Pauperismus gegangen, die zur Auswanderung drängte. Gerade vom Land her aber kam die Abhilfe: in einem Um s c h i c h t u n g s v o r g a n g großen Ausmaßes wurde der bäuerliche Großbesitz — „groß“ allerdings auch hier wiederum nach badischem Flächenmaß, nicht nach dem Umfang ostelbischer Güter — zerstückelt, die Einteilung der ländlichen Bevölkerung in drei Klassen — Bauern, Halbbauern und Tagelöhner — beseitigt und ein Besitzausgleich erreicht, der entscheidend zur Besserung des sozialen Klimas beitrug. Man mag diese Entwicklung vom Standpunkt der modernen Produktivität her kritisch betrachten: sozial hatte sie ihre weitreichenden Folgen. Weniger günstig verliefen die Ausgleichsvorgänge in den kleineren Städten, wo man sich um 1880 fragte, von was eigentlich die Leute lebten. Zum Proletariat im eigentlichen Sinne gelangten wir aber, Mannheim vielleicht zeitweise ausgenommen, nirgends. Gewiß: wir haben jene sprichwörtliche Stabilität, die Württemberg, rein wirtschaftlich gesehen, zu Beginn unseres Jahrhundert erreichte, nicht, noch nicht, in der Verbindung von Kleinbauern und dezentralisierter Fabrikarbeit gefunden. Der menschliche Ausgleich, auf den wir abheben, ergriff aber alle Schichten. Selbst seigneurale Elemente wurden hier unschwer

eingeschmolzen: die Karlsruher Hofgesellschaft etwa war von bemerkenswerter Offenheit, die den Schlesier Willy Hellpach fast ein wenig schockierte, und in Freiburg lebt der adlige Bürgersmann in der Figur des unvergeßlichen „Franzele Neveu“ weiter. Selbst der Hochadel gibt sich nach bürgerlicher Art, mehr als Hausherr und Brotgeber denn als Grandseigneur — ich brauche nur an meinen jüngst verstorbenen hohen Gönner und Freund, den Prinzen Max zu Fürstenberg, zu denken.

Ein solches soziales Gefüge, das auffällig geringes Gefälle aufweist, zeigt seine Wirkung auch gegenüber dem Fremden. Im Verhältnis zu den Nachbarländern, das Elsaß etwa ausgenommen, kennt der Badener nur schwache Ansätze zu Xenophobie. Natürlich liegen die Dinge im gesprächigeren Frankenland offener zu Tage als beim verschlosseneren alemannischen Volksteil. Unsere östlichen Nachbarn, Bayern und Württemberger, reden fast ein wenig im Ton des Vorwurfs davon, man habe in Baden die „Preußen“ leichter hereingelassen als bei ihnen zuhause. In der Tat vollzog sich im Laufe des 19. Jahrhunderts, nicht nur in den großen Städten, eine starke Um s c h i c h t u n g auch landsmannschaftlicher Art, wobei — auch innerhalb des Großherzogtums selbst — der Zug vom Norden zum Süden stets stärker war und ist als umgekehrt. Die geringer als anderswo ausgeprägten Vorurteile gegen andersartiges Volkstum zeigten sich in unseren Zeiten auch bei kriegsbedingter Evakuierung und — besonders eindrucklich — bei der Aufnahme der Flüchtlinge nach dem zweiten Weltkrieg. Aus eigener Erfahrung, wie ich sie hier in Freiburg in amtlicher Eigenschaft gewinnen konnte, kann ich bestätigen, daß schwere Störungserscheinungen selten blieben — weit seltener etwa als im — allerdings stärker beanspruchten — bayrischen Gebiet. Der Einschmelzungsvorgang ist daher rasch vorangeschritten, und wenn ich heute etwa in meine Baarheimat komme, stelle ich nicht nur ein friedliches Nebeneinander, son-

dern ein weitgehendes M i t e i n a n d e r fest, ohne daß die einheimische Wesensart allzu sehr gelitten hätte.

Überhaupt darf die leichtere Form, sich mit dem Alltag auseinanderzusetzen, nicht zu der Annahme verleiten, daß man hierzulande nicht am Hergebrachten hänge. Auch in Baden gibt es Gebiete, die ihr Brauchtum weitgehend aufgegeben haben, und andere, in denen sich fast mittelalterliche Formen in Arbeit und Feiertag erhalten haben. Im ganzen aber hat sich viel erhalten, mehr erhalten, als wir selbst glauben. Wenn heute schweizerische Volkskundler mit mir in die Baar, in den Hegau oder auf den Heuberg kommen, finden sie bei uns Dörfer, die es in dieser Art in der vom Kriegsgeschehen unberührten, hoch industrialisierten und kommerzialisierten Schweiz kaum mehr gibt.

IV.

Hier aber, wo wir vom badischen V o l k s t u m sprechen, wird es nun nachgerade Zeit, nicht nur von Baden, sondern auch von der „Badischen Heimat“, unserem Landesverein, zu sprechen. Denn das, was sich aus der alten Zeit zu uns herübergerettet hat, verdankt diesem Verein nicht allein Feststellung und Erfassung, sondern zu einem gut Teil auch Erhaltung und Erneuerung.

Als 1909 die „Badische Heimat“ durch Zusammenlegung von zwei selbständigen Vereinigungen, dem „Badischen Verein für Volkskunde“ und dem „Verein für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden“ entstand, besaß das Land ein reichhaltiges landesgeschichtliches, von Natur- und Geisteswissenschaften her reich bestücktes S c h r i f t t u m. Neben der von M o n e begründeten „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins“ und dem kirchlichen Parallelorgan, dem „Freiburger Diözesanarchiv“, um nur die beiden größten landeshistorischen Periodica zu nennen, gab und gibt es eine stattliche Anzahl landschaftlich gebundener Zeitschriften. Ein riesiges Quellen-

material ist in diesen Schriften und Jahrbüchern aufbereitet worden. Noch strenger fachwissenschaftlich-historisch ausgerichtet war das von der B a d i s c h e n H i s t o r i s c h e n K o m m i s s i o n betreute Schrifttum, das uns in unschätzbaren Quellensammlungen das Schriftgut vorab des Mittelalters erschließt. Was damals, im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts fehlte, war liebevolle Betreuung des überkommenen Gegenwärtigen, Schutz von Natur- und Kulturdenkmälern, Fürsorge für Sitte und Brauchtum in all ihren in einem so vielgliederten Land mannigfaltigsten Formen. Hier setzte der neue Verein ein, von vornherein an breitere Schichten sich wendend, mit dem Ziel, ein Sammelbecken für Volkstum und Volkswohlfahrt — Wohlfahrt in einem geistigen, nicht im materiellen Sinne — zu werden. Nehmen wir das Ergebnis fünfzigjähriger Bemühungen, unterbrochen durch zwei Weltkriege, zwei staatliche Zusammenbrüche und zwei Volkskatastrophen, in all ihrem Wandel zusammen vorweg: i m g r o ß e n G a n z e n ist das W e r k g e l u n g e n.

Dabei sei eines mit besonderem Nachdruck betont. Die „Badische Heimat“ war k e i n b a d i s c h e r S t a a t s v e r e i n. Sie erhielt, je mehr der Staat seine kulturellen Aufgaben, seine Verpflichtung zur aktiven Mithilfe erkannte, staatliche Zuschüsse. Im übrigen aber ließ man den Verein nach seinen eigenen korporativen Gesetzen und nach seinen Wünschen leben. Selbst nach 1933 konnten mancherlei Zumutungen abgewehrt werden, auch wenn dann, zumal in den Kriegsjahren nach Okkupation des Elsasses, mancherlei geschah, was wohl besser unterblieben wäre. Immerhin war es auch da ein Verdienst, wenigstens die Substanz zu erhalten, selbst wenn sie in uneifreuliche Formen gekleidet und mit einem falschen Namensschild versehen wurde. So hat die „Badische Heimat“, zumal in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens, Land und Leuten gedient, ohne zur Magd des Staates zu werden. Hier gab es ja auch nichts zu propagieren: bekennen wir doch ganz offen, daß für

uns alle, bis zur Beseitigung der Länderstaatlichkeit im Jahre 1935, dieser Staat Baden ein Selbstverständnis war. Es wurde damals, wie mir scheint, weniger vom badischen Staat geredet als in den Jahren, da man ihm seine Existenzberechtigung absprach. Was die „Badische Heimat“ tat und wollte, war Förderung eines in einem Jahrhundert gewachsenen Bewußtseins landsmannschaftlicher Zusammengehörigkeit. Staatspropaganda hatte der badische Staat vor und nach 1918, in großherzoglicher und republikanischer Zeit nicht nötig. Was nottat, war Sichtung, Bestandsaufnahme, Förderung echter und guter Volksanlagen.

So erschienen Jahr für Jahr die schmucken Bände, freudig begrüßt von Tausenden, lebhaft erwartet vor allem von der Landschaft, der sie jeweils dienten. Daneben kamen die gelben Hefte von „Mein Heimatland“, vielseitig und reichhaltig, und der Jahreskalender „Ekkhart“ mit sonstigen Gaben. Allmählich füllten sie ganze Regale, wurden zum Nachschlagewerk, das weit mehr enthält, als man in seiner Vergeßlichkeit erwartet, und zu dem ein neu beschlossener Indexband alle Tore neu öffnet. Neben dem Gelehrten kam der Liebhaber, neben dem anspruchslosen Berichterstatte der Dichter zu Wort. Vor allem aber haben uns die Schriften der „Badischen Heimat“ die im Land geborenen oder wirkenden Menschen nahegebracht: eine volkstümliche, nicht auf die Aristokratie sich beschränkende Genealogie wies lange, bevor sich ein hybrider Staat der arischen Stammabnahme, auf verschlungene Zusammenhänge bürgerlicher und bäuerlicher Geschlechter hin; im Volksbrauchtum wurde sorgfältig zwischen gut und schlecht, zwischen echt und gemacht unterschieden; unsere einheimischen Künstler und Gestalter, ehemalige und lebende, erhielten — man braucht nur wieder das neueste Heft in die Hand zu nehmen — ihre Stellung im Ganzen zugewiesen. Hinter dem Schrifttum, dem sichtbaren Vorgang literarischer und künstlerischer Schöp-

fung, vollzog und vollzieht sich die Betreuungsarbeit, das Werk weniger Männer, die ihr Leben in den Dienst der „Badischen Heimat“ stellten.

Der Wiederaufbau nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ war schwer. Nicht alles konnte in der alten Form weitergeführt, erneuert werden. Schwierig, ja, delikat wurde die Arbeit in den Jahren des Ringens um die Wiederherstellung des alten Landes. Auch heute ist, wie mir scheint, die Arbeit schwieriger als ehemals. Wir müssen, wenn wir bestehen wollen, uns davor hüten, zum bloßen Traditionsverein zu werden. Es ist nicht die Aufgabe der „Badischen Heimat“, Geschichtsverein eines heutigen Staatsteiles zu sein. Das können wir getrost den um die historische Kleinlandschaft bemühten historischen Vereinen und Gesellschaften überlassen, auf deren Mitarbeit wir angewiesen sind. Auch auf dem Gebiet der Volkstumspflege handelt es sich für uns nicht nur um schuldogmatisch betriebene, zur selbständigen Disziplin gewordene Volkskunde, sondern um Pflege der lebenden Wirklichkeit. Unsere Aufgabe in der „Badischen Heimat“ ist, das lebendig zu erhalten, was badisches Volkstum ausmacht, das fernzuhalten, was dieses Volkstum von außen oder von innen her bedroht. Staaten kommen und vergehen — manchmal kommen sie sogar wieder. Wir verdanken dem badischen Staat viel: unseren Namen, Zusammenhalt, Vielfalt in der Einheit und, es sei ein letztes Mal betont, Bereitschaft zum Ausgleich. Aber wir gehen nicht auf in Arbeit für einen vergangenen, gegenwärtigen oder künftigen Staat. Wir sind nicht, wie manche glauben mögen, Relikt, sondern lebendiger Körper. Wir schätzen in Ehrfurcht die Vergangenheit, ohne alles Vergangene für gut, schön und erhaltenswert zu halten. Es geht uns um lebende und gestaltende Gegenwart, um schönes und fruchtbares Dasein in unserer lieben kleinen Welt, die unsere „Badische Heimat“ ist.